



# Das Lied von Nevermoor

**Veröffentlichung mit freundlicher Genehmigung von**  
**[www.smartstorys.at](http://www.smartstorys.at)**

Es war in den 1960er-Jahren, als meine Eltern verstarben. Lange Zeit waren beide schwer krank gewesen, bis sie erlöst wurden und über den Tod hinaus zusammenblieben. Welch tröstlicher Gedanke. Aber ich, Edith, damals 16 Jahre alt, konnte mich damit nicht abfinden, war todunglücklich. Es war zu früh für mich, für sie, für meinen Bruder Paul.

Paul, zehn Jahre älter als ich, lebte mit seiner Frau Johanna in einem der kleinen roten Backsteinziegelhäuser, wie diese in Küstennähe üblicherweise gebaut wurden. Nach dem Tode unserer Eltern zog ich dort mit ein, da ich bis zu meiner Volljährigkeit unter seiner Vormundschaft stand. Johanna richtete mir ein Zimmer neben der Küche ein, so dass ich es warm und behaglich hatte. Sie machte

es mir so angenehm wie möglich, umsorgte mich, spendete mir und Paul Trost.

Aber ich hasste ihre Fürsorge, ich brauchte sie nicht. Ich war wütend auf Paul, fand, er hatte sich nicht genügend gekümmert um unsere Eltern. Es hätte nicht sein müssen, dass beide so kurz hintereinander verstarben. Zornig, auch weil er sich nicht wehrte, gab ich ihm die Schuld an ihrem Tod. Um es kurz zu machen: Ich verachtete mein neues Leben, vor allem als ich sah, dass Johanna nur wenige Monate später einen kleinen Garten mit Gemüsebeeten und Apfelbäumen anlegte, den sie hegte und pflegte. Paul saß nach der Arbeit bei ihr, betrachtete ihr Werk, erfreute sich daran. Ich hörte die beiden hin und wieder leise lachen.

Oh, wie ärgerte mich das! Wie konnten sie es wagen, glücklich zu sein! Ihre Trauer schien vergessen, ihre Erinnerung verblasst. Aber mir brachte niemand meine Eltern zurück. Daran änderten auch grüner Salat und rotbäckige Äpfel nichts.

Als Johanna mein altes Bett in Hellblau überstrich, um »Farbe in mein Leben zu bringen«, ließ ich meiner Wut freien Lauf. Mit einem Hammer und mehr noch mit meinen Fäusten bearbeitete ich es, so dass es bald zusammenbrach, was beide mit einem Kopfschütteln quittierten.

Eines frühen Morgens beschloss ich, dieses Leben hinter mir zu lassen und stahl das Auto meines Bruders. Bis in den hohen Norden wollte ich, dahin, wo die Nordsee gegen die Deiche schlug. Den frischen Wind wollte ich spüren, nur raus aus dem muffigen Haus meines Bruders und meiner Schwägerin. Weg von ihrem harmonischen, einträchtigen Lachen und ihrem Alltagszauber.

Die Stadt verschwand aus dem Rückspiegel, vor mir lagen bald nur noch Äcker mit der Wintersaat. Kleine graue Tauben und Krähen pickten darauf herum.

Ich konzentrierte mich auf den vor mir liegenden Weg, beobachtete die Bäume am Straßenrand, die sich sanft im Wind hin- und herbewegten. Erstmals überkam mich Gelassenheit nach den vielen Monaten der Trauer. Ich kurbelte die Scheibe herunter und atmete die frische Luft ein. Es roch nach Salz, Schlick und Sand, Gras und Fisch.

Ich wusste nicht, wie lange ich schon unterwegs war, als die Dämmerung einsetzte. Ich entschied, dass es Zeit für die Suche nach einem Quartier war.

Wo war ich nur? Ich suchte nach Ortsschildern, doch vergeblich.

Rechts von der Straße tauchten plötzlich schemenhaft Hütten in der Graslandschaft auf. Uralte Häuser aus Holz. Hier schien die Zivilisation noch nicht Einzug gehalten zu haben.

Am Wegrand machte ich endlich einen eckigen Rahmen in der Dunkelheit aus. Nevermoor entzifferte ich.

Langsam fuhr ich die schlechte Straße entlang, eine Beseitigung der Schlaglöcher war längst überfällig. Beleuchtung gab es keine, ich war auf das Licht des Autos angewiesen. Am Straßenrand nahm ich plötzlich eine Bewegung wahr. Ein krummgebeugtes Mütterchen zuckelte dort entlang.

Ich steckte meinen Kopf durch die offene Scheibe. »Hallo liebe Frau, wissen Sie, ob ich hier irgendwo übernachten kann?«

Sie wandte sich zu mir um. Ich meinte, ihre Augen golden aufblitzen zu sehen. Stumm wies sie mit einem Finger geradeaus. Dunkel zeichnete sich ihr Arm vor dem zwielichtigen Hintergrund ab. Hatte da etwas geblitzt? Sicher hatte ich mich getäuscht.

Dankend hob ich die Hand und hielt mich an die gewiesene Richtung. Ich fuhr direkt in den lichtlosen Ort hinein. Niemand war mehr unterwegs, das Mütterchen wie vom Erdboden verschluckt.

Vor der größten Hütte hielt ich an. Sie wirkte baufällig. Ein einziges, kleines Fenster war für Luft und Licht vorgesehen.

Ich stieg aus und band mein Kopftuch um. Langsam ging ich auf die Hütte zu und klopfte. Zu meiner Überraschung öffnete die alte Frau. Sie sprach kein Wort, lotste mich aber ins Hausinnere. Wie schon bei dem äußeren Anblick befürchtet, war es düster drinnen. Einen Tisch mit einem Stuhl konnte ich ausmachen. Ein Ofen stand rechts von mir, ein Bett direkt daneben. Keine Kerze, die ich hätte anzünden können, war in dem Raum zu entdecken. Sollte ich hier schlafen? Wieder hatte ich nicht bemerkt, wohin meine Gastgeberin verschwunden war. Das schmale Fenster ließ kaum das restliche Tageslicht hindurch.

»Wo sind Sie? Ich sah Sie doch vorhin am Straßenrand entlanggehen, nicht wahr?«, fragte ich in den Raum.

»Niemand geht durch Nevermoor«, vernahm ich undeutlich ein Wispern. Ich drehte meinen Kopf in diese Richtung. Nichts.

»Was soll das Versteckspiel? Leben Sie hier?«

»Niemand lebt in Nevermoor.« Etwas deutlicher als vorher war die Stimme dicht an meinem Ohr zu hören.

»Was soll das?«, rief ich aufgebracht. »Zeig dich!«

Ein Kichern war zu hören, das sich zu einem Lachen steigerte. Es musste genau über mir sein. Ich hob den Kopf. Mir war gar kein Dachgeschoss aufgefallen.

»Bist du dort oben? Was gibt es da zu lachen?«

Von oberhalb kam die Antwort: »Niemand lacht in Nevermoor.«

Mittlerweile war es stockdunkel in der Kate. Ich streckte meine Hände nach vorn, um eine Wand, einen Balken oder was auch immer zu ertasten. Das Fenster ließ nun keinen Lichtstrahl mehr hindurch.

Ich bekam eine Leiter zu fassen. Mit den Füßen fand ich Halt auf den Sprossen. Sie fühlten sich brüchig an, instabil. Vorsichtig stieg ich hoch, dem Lachen hinterher. Es war leiser geworden und ich wagte zu rufen: »Wer ist da? Sprich mit mir!«

»Niemand spricht in Nevermoor!«

»Aber ich habe dich gehört, ich weiß, dass du da bist! Hör auf! Ich weiß es!«

Ich hielt mich an den Sprossen fest und spähte ins Dunkel. Nichts bewegte sich, nichts lachte oder wisperete mehr.

Meine Lippen bebten, als ich langsam weiter kletterte. Was erwartete mich dort oben?

Es krachte unter mir, die morschen Sprossen hatten nachgegeben. Ich konnte nicht schnell genug reagieren, fiel nach unten und prallte auf die Holzbohlen. Diese brachen unter mir ein. Ich landete im Morast.

„Es gibt hier sogar einen Keller?“ Verschwommen nahm ich diesen realen Gedanken wahr, als ich umhertastete. Der Schlamm blieb an mir kleben. Ich wollte nur noch raus.

Ein leises Weinen hob an, wie von einem Kind. Ganz unglücklich, direkt hinter mir. Das konnte keine Einbildung sein. Hier brauchte jemand Hilfe.

»Ist ja schon gut«, tröstete ich mit angstvoller Stimme. Auch mir rannen die Tränen über die Wangen. »Weine doch nicht. Ich bin gleich bei dir.«

Das Weinen schien getröstet, denn es verstummte. »Niemand weint in Nevermoor«, flüsterte es nun in mein Ohr.

Ich war einer Panik nahe. Mein Körper zitterte unkontrolliert.

»Es ist gut!«, schrie ich. »Lasst mich in Ruhe, ihr Gestalten von Nevermoor!«

Es gelang mir, mich aufzurichten. Ich bewegte mich vorsichtig vorwärts, wusste eh nicht, wo ich war. Vor mir tauchte eine warme Kachelwand auf. Der Ofen! War ich raus aus dem Keller? Mir fehlte die Orientierung. Dankbar nahm ich die Wärme auf, die die Kacheln abstrahlten. Das tat gut, da ich vom Schlamm so durchnässt war. Es mussten doch Menschen hier wohnen, die den Ofen angeheizt hatten.

»Wer in aller Welt lebt hier in diesem Haus?«, fragte ich mit so fester Stimme, wie es mir möglich war. Augenblicklich wurde der Ofen kalt.

»Niemand lebt in Nevermoor!«, meldete sich die Stimme in meinem Kopf.

»Lass mich raus!«, schrie ich wie am Spieß. »Ich will raus!«

Vor meinem Gesicht erhoben sich zwei Augen, flackernd, goldgelb und unstet, wie ich es kurz zuvor bei der alten Frau gesehen hatte. Plötzlich hielt das Augenpaar still, zog mich in seinen Bann.

»Niemand geht durch Nevermoor.  
Findest du den Weg, bist du verlor'n.  
Niemand lacht in Nevermoor.  
Hörst du den Laut, bringt's keine Freud'.  
Niemand spricht in Nevermoor.  
Lauschst du dem, bleibt Antwort aus.  
Niemand weint in Nevermoor.  
Klagst du mit, gibt's keinen Trost.  
Niemand wohnt in Nevermoor.  
Richte dich ein, doch ohne Wohl.«

Die Stimme breitete sich zuerst in meinem Kopf, dann im ganzen Raum aus:

»Ich warne dich, eindringlich, doch einmal nur:  
An diesem dunklen Ort lebt Groll und Hass hinfort!  
Niemand lebt in Nevermoor.  
Wer es dennoch tut, lässt seine Seele hier!«

Nun wisperte die Stimme nicht mehr, vielmehr sang sie, einlullend und bedrohlich.

Ich schrie! Ich schrie, die Augen fest zusammengekniffen, nur um nicht von dem Leuchten gefangen gehalten zu werden.

Als ich sie öffnete, war der Spuk verschwunden. Sogar das Fenster konnte ich erkennen, welches die ersten Lichtstrahlen des neuen Morgens hindurch ließ. Hinter mir befand sich die Tür. Hastig zog ich sie auf. Mehr stolperte ich zum Auto, als dass ich lief. In meiner Angst ließ ich den Motor aufjaulen und startete durch. Meine Hände umklammerten das Lenkrad. Ich raste gen Osten, wo die Sonne sich langsam erhob. Sanft tauchte sie die Landschaft in eine morgendliche Frische.

Nach einigen hundert Metern wagte ich es. Ich bremste ab und drehte mich um. Wie konnte es sein, dass ich nie zuvor Nevermoor wahrgenommen hatte?

Aber was war das? Keine Hütten weit und breit, kein Ortsschild, nur Felder, Wiesen, so weit das Auge reichte. Nicht einmal eine Straße führte zurück.

»Aber ...«, stieß ich hervor. »Ich weiß es. Es war da ... Ich habe es gesehen, ich war dort!«

»Niemand LEEEKT...«, rauschte der Wind beschwörend durch die Platanen und Weiden und zerrte an meinem Kopftuch.

»Und wer es dennoch tut ...«, formte ich die Worte mit den Lippen und verstand endlich.

Wie eine Gehetzte fuhr ich weiter. Mein Mund war staubtrocken.

Zu Hause angekommen, warf ich die Schuhe von mir und stellte flüchtig fest, dass sie sauber waren. Auch meine Hände sahen aus wie zuvor. Ich stürmte ins Wohnzimmer. Johanna und Paul sahen mir erschrocken entgegen. Mein Herz wummerte wie ein Vorschlaghammer gegen meinen Brustkorb.

»Habt ihr denn gar nicht mitbekommen, dass ich weg war?«, stammelte ich. »Ich habe Pauls Auto gestohlen und war damit den ganzen Tag und die ganze Nacht unterwegs!«

»Ja, du warst lange weg, Edith«, antwortete Johanna und Paul nickte. »Wirklich viel zu lange. Du hast dich so vor uns verschlossen. Ich bin froh, dass du zurück bist. Aber du kannst nicht Auto fahren, du bist viel zu jung.«

Sie stand auf und nahm mich in die Arme. Die Morgensonne tauchte das Zimmer in ein sonniges Gelb, die Blumen auf dem Tisch verströmten einen lieblichen Duft. Plötzlich wurde mir klar: Den Weg nach Nevermoor hatte nur ich gefunden, weil ich in Trauer und Stillstand verharrt hatte. Aber Johanna und Paul boten mir so viel mehr. Sie gaben mir Trost und Halt, waren für mich da. Sie zeigten mir, wie ich ins Leben zurückfinden konnte.

Noch heute höre ich manchmal wie aus der Ferne das Lied von Nevermoor. Es erinnert mich daran, wie dankbar ich sein kann, Menschen um mich zu haben, die mich lieben.

Es macht mir heute keine Angst mehr, es ist nur ein Lied. Das von Nevermoor.

\* \* \*

**Diese und noch viele weitere Geschichten gibt es seit Dezember 2017 online im Smart Storys Verlag. - Minutengeschichten für zwischendurch. Für alle, die sich ihre Warte- oder Reisezeit gern mit Geschichten vertreiben.**